

Wolfgang Huber

Stiftungen und Nachhaltigkeit

Stiftungsfachtagung des Deutschen Sparkassen- und Giroverbands
am 24. März 2010 in Berlin

I.

“Die Mitgliederzahlen der Parteien gehen insgesamt zurück. Aber die Zahl der Bürgerinitiativen, Projektgruppen, Stiftungen wächst. Deshalb empfehle ich ..., den Bürgern zuzuhören. Das müssen wir tun, um die Sorgen der Menschen zu kennen, aber auch ihre Ideen, ihr Engagement.“ Mit diesen Worten hat Bundespräsident Horst Köhler vor zwei Tagen, in einem Interview des Nachrichtenmagazins FOCUS, auf die Bedeutung von Stiftungen hingewiesen. Sie gehören zu den wachsenden, expansiven Bereichen unserer Gesellschaft. Das Engagement in Stiftungen wächst – und zwar nicht nur dort, wo großes Kapital einzusetzen ist, sondern auch dort, wo große Aufgaben zu lösen sind.

Über Stiftungen zu sprechen, heißt, Erfolgsgeschichten zu erzählen. Begeisternde Beispiele für das Engagement einzelner und ganzer Gruppen lassen sich unter diese Überschrift fassen. Wer die Sorge hat, dass unsere Gesellschaft im Individualismus oder gar im Egoismus versinkt, kann wieder Zuversicht gewinnen, wenn er sich die Geschichte von Stiftungen anschaut. Wer das Ausmaß betrachtet, in dem Stiftungen gegenwärtig boomen, ist zugleich gut beraten, darauf zu achten, dass es Stiftungen mit langer Geschichte und von ehrwürdigem Alter gibt. Von Nachhaltigkeit lässt sich nicht

nur deshalb reden, weil Stiftungen ihrer Intention nach auf die Zukunft ausgerichtet sind; nachhaltig sind sie auch in der Hinsicht, dass sie eine zum Teil lange Geschichte haben.

Die erste Stiftung, mit der ich selbst zu tun bekam, hat freilich eine junge Geschichte. Vor kurzem feierte sie ihr 25-jähriges Jubiläum. Kurz nach ihrer Gründung wurde ich Mitglied des Kuratoriums. Ein Industrieunternehmen, dessen Gesellschafter ausschließlich Familienmitglieder sind, bildet die Plattform. Ein Teil der ungefähr 300 Familienmitglieder hatte vor dreißig Jahren erhebliche Bedenken dagegen, sich auf Grund ihrer Familienzugehörigkeit und dank der Arbeit anderer finanziell zu bereichern. Sie erreichten, dass eine gemeinnützige Stiftung als Kommanditistin des Unternehmens errichtet werden konnte. Die Integration ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in die Arbeitswelt, die Integration psychisch Kranker, der Kampf gegen Ausländerfeindlichkeit und die Erziehung zu demokratischer Beteiligung, auch unter Beteiligung der Medien, wurden zu Schwerpunkten der Stiftungsarbeit.

In der Reihe der Stiftungen, in deren Entstehung und Entfaltung ich seitdem verwickelt war, spielt natürlich die Stiftung eine besondere Rolle, die mich mit dem Deutschen Sparkassen- und Firoverband verbindet: die Stiftung Schloss Neuhardenberg. Sie hat sich die kühne Aufgabe gestellt, einen herausragenden Ort deutscher Geschichte wiederzugewinnen, den Wohnort des preußischen Reformers und Staatskanzlers Karl August Fürst von Hardenberg, dessen Nachfahre Carl-Hans Graf von Hardenberg (selbst auch der Namensgeber einer Stiftung) zum Widerstand gegen Adolf Hitler gehörte. Das Schloss der Hardenbergs zerfiel in

der Zeit, in welcher der Ort den Namen Marxwalde trug; es wiederzugewinnen hieß zugleich, ihm eine neue Aufgabe zu geben. Dem widmet sich die Stiftung Schloss Neuhardenberg, die das Schloss als Zentrum für Kunst und Kultur, Wissenschaft und Wirtschaftsethik, grenzüberschreitende Dialoge (den Dialog zwischen den Religionen eingeschlossen) sowie als Ort für Tagungen, Konferenzen und Veranstaltungen betreibt.

Das sind zwei Beispiele für Stiftungen, die aus der Verantwortungsbereitschaft von Wirtschaftsunternehmen oder ihren Gesellschaftern für das Gemeinwohl entstehen. Daneben habe ich im Lauf der letzten 25 Jahre mit Stiftungen Erfahrungen gesammelt, die sich der Initiative von Einzelpersonen verdanken. Der Wunsch, dem Gemeinwesen etwas von dem Glück zurückzugeben, das jemand erlebt hat, ist mir dabei immer wieder als bestimmendes Motiv entgegengetreten. Ein Fußballer, der eine prägende Rolle in der Nationalmannschaft der WM 2006 gespielt hat, engagiert sich für die Chancen Jugendlicher; ein Rocksänger, dem eine lange Karriere geschenkt wurde, sorgt sich um die soziale Integration junger Menschen. Ein Ehepaar, dem ein langer gemeinsamer Weg mit ungewöhnlichen wirtschaftlichen Erfolgen zuteil wurde, ruft eine Stiftung ins Leben, die neuen Initiativen in der Fürsorge für alte Menschen gewidmet ist. Jedes Mal spüre ich hinter solchen Initiativen das Motiv, die eigenen Leistungen nicht nur als persönliches Verdienst, sondern auch als unverdientes Geschenk anzusehen, dessen Früchte auch anderen Menschen zu Gute kommen sollen. Ich erlebe auch immer wieder, dass Künstler, Sportler oder Unternehmer, die durch ihre Leistungen zu

öffentlichen Personen werden, durch ein solches Engagement zu Vorbildern für die nächste Generation werden können.

Erstaunlich viele der Stiftungen, in deren Aktivitäten ich durch Kuratoriumsarbeit oder auf andere Weise hineingezogen wurde, konzentrieren sich auf Initiativen für die junge Generation. Dadurch, dass die Form der Stiftung als Instrument gewählt wird, soll dieser Einsatz für die Chancen junger Menschen aus den Zufälligkeiten konjunktureller Entwicklungen, momentaner Ertragslagen oder aktueller Finanzierungsprobleme herausgenommen werden. Die evangelische Landeskirche, deren Bischof ich bis vor kurzem war, hat die von ihr gegründeten und unterhaltenen Schulen in eine Stiftung überführt, um diese pädagogische Arbeit langfristig sicher zu stellen. Der Verein der Fußball-Bundesliga, dem ich in guten wie in schwierigen Tagen die Treue halte, betreibt seine Nachwuchsarbeit in der Form einer Stiftung. Diese Form zu wählen, nötigt dazu, dabei nicht nur auf die Förderung potentieller Bundesligaspieler zu achten, sondern auch den Breitensport und dessen sozial integrative Bedeutung im Sinn zu haben.

Die Idee, wissenschaftliche Projekte durch Stiftungen zu fördern, fasziniert mich. In einer Stiftung versuchen wir, den theologischen Austausch zwischen Europa und den USA zu stärken; eine andere Stiftung widmet sich der Wirtschaftsethik in einer globalisierten Welt.

Mehrere der Stiftungen, mit denen ich verbunden bin, sind dem kulturellen Erbe wie der kulturellen Zukunft verpflichtet. Für den Dialog mit der zeitgenössischen Kunst haben wir, in schwieriger Zeit, in Berlin eine kirchliche Stiftung errichtet. Das besondere Erbe der Stadt Wittenberg wird durch eine neu geschaffene Stiftung ins

Bewusstsein gehoben. Der kühne Plan, die mutwillig dem Erdboden gleichgemachte Garnisonkirche in Potsdam, die bedeutendste Barockkirche Norddeutschlands, wieder aufzubauen, wird von einer Stiftung vorangetrieben, die vor kurzem ihre Arbeit aufnahm.

Aber es wäre verkehrt, Stiftungen als ein neues Phänomen anzusehen. Sie haben eine lange Geschichte. Mit Dankbarkeit und Stolz denke ich an eine große diakonische Stiftung, die vor kurzem ihr einhundertundfünfzigjähriges Jubiläum feierte. Dass sie in all ihren Aktivitäten der Gemeinnützigkeit verpflichtet ist, hat mit ihrem Charakter als Stiftung zu tun. Dass sie in ihren Strategien auf lange Fristen ausgelegt ist, ergibt sich aus ihrer eigenen, langen Geschichte.

Dabei ist dies keineswegs die älteste Stiftung, mit der ich zu tun habe. Dieses Prädikat kommt ohne Zweifel dem Domstift Brandenburg zu. Seine Anfänge weisen noch in das erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung zurück. Seit dem 12. Jahrhundert, in dem am Ort des heutigen Doms ein Prämonstratenserkloster gegründet wurde, gibt es eine ununterbrochene Geschichte des Stifts, der Stiftung am Ursprungsort der Mark Brandenburg. Der Dreiklang von Glauben, Bildung und Wirtschaft, der für diese Wiege der Mark charakteristisch ist, zieht sich durch ihre ganze Geschichte. Deshalb konnte die Eigenständigkeit des Domstifts auch in der Zeit der DDR bewahrt werden. Diese Eigenständigkeit spielte zugleich eine große Rolle, als vielfältige private und öffentliche, kirchliche und staatliche Kräfte nach 1990 in Anspruch genommen wurden, um den „Dom in Not“ zu retten und dem Domstift durch neue geistliche, kulturelle und wirtschaftliche Aufgaben eine gute Zukunft zu eröffnen.

Meine Aufgabe ist es heute nicht, Ihnen einen repräsentativen Überblick über das deutsche Stiftungswesen zu geben. Ich habe mich vielmehr auf Beispiele beschränkt, mit denen ich persönlich verbunden bin. Stiftungen haben ein einnehmendes Wesen; sie greifen nach unserer ehrenamtlich verfügbaren Zeit; sie binden unser Engagement. Sie wecken Begeisterung; denn ihre Ziele leuchten unmittelbar ein. Sie verdanken sich der Kühnheit, dem unkonventionellen Geist und dem Wagemut ihrer Gründer. Das weiterzuführen und weiter zu tragen, was sie in Gang brachten, lohnt den Einsatz. Sie belegen, dass wirtschaftliches Handeln einen Sinn haben kann, der über den unmittelbaren Gewinn und den eigenen Profit hinausgeht. Stiftungen bürgen für die Einsicht, dass Eigentum verpflichtet. Sie sind ein wichtiges Unterpfand für eine Gesellschaft, in der Gemeinwohl und Eigennutz miteinander in der Balance bleiben können.

Sie alle können an vielen anderen Beispielen verdeutlichen, was ich an meiner persönlichen Sammlung von Stiftungen verdeutlichen wollte. Schon deshalb habe ich mich in der Nennung von Namen zurückgehalten und bin in der Bezeichnung meiner Beispiele im Ungefähren geblieben – natürlich mit Ausnahme der Stiftung Schloss Neuhardenberg, der mutigen Gründung des Deutschen Sparkassen- und Giroverbands. Für diese Gründung danke ich am heutigen Tag auch deshalb besonders, weil sie Zuversicht in eine Region – Märkisch Oderland genannt – gebracht hat, in der es die Zuversicht nicht leicht hat.

II.

Zuversicht zu stiften – das ist eine gute Beschreibung für den Sinn von Stiftungen. Doch das Wort ist derzeit nicht *en vogue*. Wir sprechen stattdessen von Nachhaltigkeit. Dieses Wort hat Konjunktur. Aber was ist damit gemeint und woher stammt es?

Bei dem gegenwärtig so viel diskutierten Prinzip der Nachhaltigkeit geht es um eine alte Einsicht mit biblischen Wurzeln, die freilich über lange Zeit verschüttet war. Der Begriff der Nachhaltigkeit beschreibt – übrigens besser als die Rede von der „Bewahrung der Schöpfung“ – die Einsicht, dass beides zusammengehört: das Bewahren und das Bebauen, das Erhalten und der Wandel.

Das Wissen, dass die Verantwortung für unser Handeln dessen langfristige Folgen einschließt, ist vor allem in der Land- wie in der Forstwirtschaft seit Jahrhunderten fest verankert. Das heute so beliebte Wort „Nachhaltigkeit“ ist zuerst überhaupt für die Forstwirtschaft geprägt worden; Carl von Carlowitz hat 1713 zum ersten Mal in diesem Sinn von „nachhaltender Nutzung“ gesprochen. „Nachhaltigkeit“ als Substantiv findet man dann 1780 im „Forst-, Fisch- und Jagdlexikon“ von Johann Friedrich Stahl unter dem Stichwort „nachhaltig Holz hauen“. Zu Grunde liegt das Wort „Nachhalt“, das die Reserve bezeichnet, die man für schlechte Zeiten zurückbehält. Als nachhaltig gilt eine gleichmäßige und dauerhaft mögliche Holznutzung. Wer nachhaltig wirtschaften will, muss auf einen guten Altersaufbau des Waldes achten, um einen langfristigen Ertrag zu sichern. Schon im Jahr 1810 wird dann der Grundsatz nachhaltigen Handelns dahingehend formuliert, „dass die Nachkommenschaft wenigstens ebenso viel Vorteil daraus ziehen kann, als sich die jetzt lebende Generation zueignet“. In solchen

Zusammenhängen wird also die Vorstellung von einem Generationenvertrag geprägt, dem zufolge wirtschaftlich effektives Handeln sich nicht nur am eigenen Vorteil, sondern auch am Nutzen für die nächste Generation ausrichtet.

Die Reichweite solcher Überlegungen hat sich seit der Formulierung dieses Grundsatzes vor genau zweihundert Jahren dramatisch erweitert. Mit dem demographischen Wandel hat der Generationenvertrag einen völlig anderen Sinn angenommen. Es tritt nicht nur in den Blick, was die jetzige Generation einer künftigen an Entscheidungsmöglichkeiten hinterlässt. Genauso wichtig wird die Frage, was die jetzt arbeitende Generation aufwenden muss, um der aus dem Arbeitsleben ausgeschiedenen Generation einen angemessenen Lebensabend zu ermöglichen. In solchen Zusammenhängen wird zu Recht die Forderung laut, dass der Eigenvorsorge ein größeres Gewicht zukommen solle. Das ist nur möglich, wenn der Wert dessen, was man für das Alter aufbewahrt, erhalten oder sogar gesteigert werden kann. Das ist einer der Gesichtspunkte, unter denen die Finanzmarktkrise der letzten beiden Jahre einen tiefen Einbruch in das Bewusstsein der Nachhaltigkeit ausgelöst hat. Man kann sich auf nichts verlassen – das ist die Sorge, die viele Menschen umtreibt.

Aber aus diesen dramatischen Entwicklungen ergibt sich geradezu die Pflicht, aber auch die Chance, Ethik und Wirtschaft unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit zusammenzuführen. Wollen wir die junge Generation für eine neue Wertorientierung gewinnen, dann dürfen wir gerade in dem Bereich, der unser Leben und unsere Gesellschaft am allerstärksten prägt, nicht Beispiele dafür bieten oder zulassen, dass es auch ohne Ethik, ohne

Wertorientierung geht. Denn dadurch wird die Substanz des gesellschaftlichen Zusammenhalts gefährdet. Wirtschaftliches Handeln muss vielmehr so angelegt sein, dass es unternehmerisch wie gesellschaftlich einen nachhaltigen Mehrwert herbeiführen kann. Die gegenwärtig wieder wachsenden Spielräume wirtschaftlichen Handelns sollten deshalb nach meiner festen Überzeugung in einer Weise genutzt werden, die diese Zusammengehörigkeit von Ethik und Wirtschaft unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit überzeugend zur Geltung bringt. Stiftungen sind ein wichtiges Beispiel dafür.

Heute sehen wir – zumindest ansatzweise – ein, dass zukunftsfähiges Handeln sich an Grundsätzen der Nachhaltigkeit und des Generationenvertrags ausrichten muss. Diese Art von Verantwortung ist für unsere Zukunftsfähigkeit, für die Bildung tragender Werte, für die Nachhaltigkeit unseres Lebens und Wirtschaftens von entscheidender Bedeutung. Nachhaltigkeit richtet sich an dem Grundsatz aus, dass wir den Generationen, die nach uns kommen, nicht weniger Freiheitsmöglichkeiten hinterlassen wollen, als wir sie selbst für uns in Anspruch nehmen. Das Prinzip der Nachhaltigkeit erkennt zugleich an, dass nicht nur Menschen über einen Eigenwert verfügen, sondern dass dieser Eigenwert auch der Natur zukommt, deren Teil wir Menschen sind.

Der Klimawandel ist im 21. Jahrhundert die zentrale Herausforderung menschlicher Schöpfungsverantwortung. Aber das noch immer erschreckend hohe Maß an Armut auf unserem Globus oder die unvorstellbaren Lasten, die wir kommenden Generationen durch eine erneut wachsende Staatsverschuldung aufbürden, sind Herausforderungen von vergleichbaren Dimensionen.

Dabei müssen wir ehrlich zugeben: Besonders gut gegangen ist es der Nachhaltigkeit in letzter Zeit nicht. In der Zeit der Finanzmarktkrise rückte dieses Kriterium – notgedrungen, werden viele sagen – in den Hintergrund. Man war deshalb schon über diejenigen Stimmen froh, die erklärten, wenn wir durch die Krise hindurch seien, müssten wir wieder anfangen, über Nachhaltigkeit nachzudenken, doch in der Krise zähle nur das aktuell Notwendige.

So wurde in der Krise der letzten zwei Jahre sehr viel unternommen, was mit dem Maßstab der Nachhaltigkeit nicht vereinbar ist. Wir waren stolz auf eine fiskalpolitische Entwicklung, bei der die Neuverschuldung zurückgefahren wurde. Damit war jedoch noch gar nichts über den Abbau der vorhandenen Schuldenberge gesagt. Nun, in einer Zeit, in der diese Berge über die Grenze von zwei Billionen Euro hinaus weiter aufgehäuft werden, kann man noch weniger auf eine Aussage dazu hoffen, was mit den enormen Schulden passieren soll und was das für die nächste Generation bedeutet. Es ist höchste Zeit, dass wir Nachhaltigkeit als eine Grunddimension von sozialer Verantwortung in unsere Vorstellung von sozialer Marktwirtschaft aufzunehmen. Ebenso wichtig ist es, dass diese Nachhaltigkeit im staatlichen Handeln auf überzeugende Weise umgesetzt wird. Nachhaltiges Handeln von Stiftungen liegt deshalb nicht nur in ihrem eigenen Interesse; es leistet zugleich einen Beitrag zu dem überfälligen Bewusstseinswandel in Gesellschaft und Staat.

An den gerade geschilderten Herausforderungen zeigt sich, dass man den Gedanken der Nachhaltigkeit nicht auf den Bereich der Ökologie beschränken kann. In seiner modernen Verwendung ist der Begriff jedoch weithin auf diesen Bereich oder noch enger

auf die Vereinbarkeit von Ökonomie und Ökologie konzentriert. Das beginnt mit dem Bericht der Brundtland-Kommission für Umwelt und Entwicklung aus dem Jahr 1987, der um den Begriff des „Sustainable Development“ kreist, und findet vor allem in der Agenda 21 des Erdgipfels von Rio de Janeiro im Jahr 1999 Ausdruck. Die Gründung des deutschen „Rats für Nachhaltige Entwicklung“ im Jahr 2000 steht in dieser Tradition; ausdrücklich ist dessen Arbeit auf die „intelligente Verknüpfung von Ökologie und Ökonomie“ ausgerichtet.

Doch so wichtig der Bereich ökologischer Verantwortung ist, so wichtig ist es zugleich, dass wir neben der ökologischen und der ökonomischen auch die soziale und kulturelle Nachhaltigkeit im Blick haben. Ob unsere Gesellschaft zukunftsfähig ist, entscheidet sich nicht nur daran, ob wir mit den natürlichen Ressourcen verantwortlich umgehen und unsere Wirtschaft leistungs- und wettbewerbsfähig erhalten. Es entscheidet sich ebenso daran, ob wir die Institutionen des sozialen Zusammenlebens pfleglich behandeln, ob wir unsere kulturelle Identität bewusst bewahren und weiterentwickeln, ob es uns gelingt, ein Bild von der Zukunft des gemeinsamen Lebens in unserer Gesellschaft zu entwerfen und für dieses Bild einzutreten. Sonst könnte es sein, dass wir wichtige Elemente des sozialen Zusammenhalts und des kulturellen Erbes innerhalb kurzer Zeit verspielen, ohne dass irgendein tragfähiger Ersatz dafür in Aussicht steht.

Das Schlüsselthema, an dem sich für mich eine solche umfassendere Betrachtung von Nachhaltigkeit entscheidet, ist die Familie. Der Übergang zu Familienformen, die von der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen in der

Berufstätigkeit wie in der Familienarbeit geprägt sind, verdient besondere Förderung; das Ja zur Familie und zu familienunterstützenden Maßnahmen sollte sich nicht in dem Ruf nach mehr staatlichen Mitteln für diesen Bereich erschöpfen. Zur Familie Ja zu sagen, bedeutet, die Förderung von Kindern und Jugendlichen ebenso in den Blick zu nehmen wie den Respekt und die Fürsorge für alte Menschen. Es bedeutet zugleich, die Vielfalt von Familienformen in einer kulturell pluralen Gesellschaft nicht als Alibi dafür zu benutzen, den besonderen Schutz für Ehe und Familie hintanzustellen.

Das Eintreten für eine Welt, in der Kinder und Enkel leben und sich entfalten können, erweist sich als eine Aufgabe von höchster Priorität. Dazu gehört der sorgsame Umgang mit dem kulturellen Erbe und dessen Weitergabe an die nächste Generation.

Das hohe Engagement vieler Stiftungen für die Erhaltung des kulturellen Erbes gerade auch im Osten Deutschlands hat mir immer wieder deutlich gemacht, dass zur Nachhaltigkeit nicht nur der Blick in die Zukunft, sondern ebenso der Blick in die Vergangenheit gehört. Die uns heute übertragene Verantwortung hat nicht nur eine nach vorn gerichtete prospektive, sondern ebenso eine auf die Geschichte gerichtete retrospektive Seite. Ohne Herkunft keine Zukunft: diese Einsicht bricht sich wieder Bahn. Sie nötigt dazu, dass wir uns den Traditionsabbrüchen stellen, durch die unsere Gesellschaft hindurchgegangen ist, ohne vor ihnen zu kapitulieren.

Aus all diesen Gründen ist der Behauptung zu widersprechen, dass Selbstbegrenzung und Nachhaltigkeit in einer wachstumshörigen Welt unmöglich seien. Das ist eine Behauptung

ohne Perspektive, ein Ausdruck von Hoffnungslosigkeit. Wer auf die Hoffnung setzt, traut sich und anderen mehr zu. Womit wir zum Schluss noch einmal bei den Stiftungen sind.

III.

Die Frage, was mit dem Begriff der Nachhaltigkeit gemeint ist, hat uns in einen weiten Problemhorizont geführt. Dabei sind uns viele Themen begegnet, die in der Arbeit heutiger Stiftungen eine große Rolle spielen: Fürsorge für das kulturelle Erbe, Eintreten für Junge wie Alte, Förderung von Familien und Bildung, Schaffung neuer Modelle des gesellschaftlichen Zusammenlebens, internationale Zusammenarbeit zur Linderung der Armut undsofort. Wenn man freilich Stiftungen unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit betrachtet, dann legt sich ein höchst handfester Sinn dieses Wortes nahe.

Stiftungen sind ihrem Wesen nach dadurch nachhaltig, dass ihre Finanzierung auf Dauer angelegt ist. Sie werden so eingerichtet, dass der Stiftungszweck nachhaltig verfolgt werden kann. Für jeden, der mit Stiftungen zu tun hat, ist die Finanzierungsregel, der sie zumeist unterliegen, mühsam und beruhigend zugleich. Das Stiftungskapital ist ungeschmälert zu erhalten; das ist mühsam, weil es die für aktuelle Aufgaben zur Verfügung stehenden Mittel auf den Ertrag des Stiftungskapitals beschränkt. Wenn das für die Wahrnehmung der Stiftungsaufgaben nicht ausreicht, hilft nur der Weg, zusätzliche Mittel einzuwerben. Da hat man es gerade in der heutigen Zeit mit mancher Hartleibigkeit zu tun; und es bleibt zu hoffen, dass die finanzielle Erholung, von der nun vielerorts die Rede ist, sich auch in einer

spürbaren Erleichterung für die Arbeit von Stiftungen niederschlägt – wozu übrigens auch der Staat das Seine durch eine großzügige Förderung von Stiftungen und den Respekt vor ihrer inhaltlichen Eigenständigkeit beitragen sollte.

Aber beruhigend ist zugleich, dass die Arbeit einer Stiftung auch über die Zeit der eigenen Verantwortung hinaus weitergehen wird. Auch dass gegenwärtig mehr Stiftungen neu gegründet werden, als noch vor kurzer Zeit überhaupt bestanden, ist kein Grund dazu, Stiftungen in den Strudel unserer schnelllebigen Zeit hineinreißen zu lassen. Stiftungen sind auf Dauer angelegt; sie wählen ihre Aufgaben unter langfristigen Perspektiven. Was sie tun, trägt unter Umständen erst für eine nächste Generation Früchte. Die Finanzierungsaufgaben, denen Stiftungen in der Regel unterliegen, tragen dem Rechnung.

Zugleich bringen Stiftungen einen Geist zum Ausdruck, den unsere Gesellschaft langfristig dringlicher braucht als alles andere. Sie sind von einer Begeisterung geprägt, die über den Tag hinausweist. In ihnen zeigt sich eine Bürgergesellschaft, die den Gemeinsinn nicht für eine Marotte von vorgestern hält. In ihnen verkörpert sich ein Bild vom Menschen, der über sich selbst hinausdenkt, der seine Identität darin findet, für andere da zu sein. Stiftungen weiten unseren Horizont; sie führen uns aus dem Geist des kurzfristigen Machens hinaus. Sie verhelfen uns zu einem längeren Atem; darin zeigt sich ihre Nachhaltigkeit.

Der Berliner Dirigent Ingo Metzmacher hat vor kurzem am Beispiel der Musik deutlich gemacht, dass die Kunst eine besondere Kraft dazu hat, uns aus der Gefangenschaft des kurzfristigen Machens herauszuheben. Er hat deshalb sogar von

einer „göttlichen Kraft der Musik“ gesprochen. Als Künstler hat er hinzugefügt: „Wir sitzen eigentlich in einem Boot. Wir, damit meine ich alle die, die an etwas glauben. Denen an einer Nachhaltigkeit gelegen ist. Die der Versuchung widerstehen, um des kurzfristigen Erfolges willen die eigentliche Botschaft zu verraten. Das wird schwerer in einer Gesellschaft, die sich scheinbar nur noch an glänzenden Oberflächen orientiert. Die sich quasi widerstandslos einer über sie hinwegrollenden Informationsflut ergibt. Die keine Stille kennt und kein Innehalten. Dennoch: Wir müssen auf ihr bestehen. Sie ist es wert. Wir dürfen uns nicht beirren lassen.“

Und Samuel Keller, der frühere Direktor der Art Basel und jetzige Direktor der Fondation Beyeler in Basel, gibt auf die Frage, was die Wirtschaft von der Kunst lernen kann, folgende Antwort – und mit dieser Antwort möchte ich schließen: „Vielleicht, dass Krisensituationen und Veränderungen notwendig sind. Vielleicht, dass man Dinge nicht nur für Geld, sondern aus Leidenschaft tun kann. Vielleicht, dass ‚anders sein‘ gut sein kann.“